

Ums Geld.

Roman von Gustav Johannes Krauß.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Was hast du denn?" fragte Karl, der neben Eva her ging, ganz erstaunt über ihr Lachen.

Eva winkte ihm ängstlich zu, er möge leise reden, und flüsterte dann: „Du ... wenn wir noch zwei Stund' so herumbummeln, kann die Fanny die Postbeamtinnenprüfung machen. Er redet immerzu vom Postdienst."

Karl lachte. „Ein komischer Kauz, dein Zukünftiger. Aber ein guter Kerl. Ich mag ihn gern leiden."

Eva wandte sich um und richtete an Franz eine Frage, die ihr schon lange am Herzen lag, die sie aber mit Absicht jetzt erst vorbrachte. „Ja richtig ... was hast du denn morgen für Dienst, Franz?"

„Nachmittag, bis neun Uhr abends," antwortete der Gefragte eifrig. Er war glücklich, in seinem Gespräch mit Fanny eine Pause eintreten lassen zu können.

„Das paßt sich ja sehr gut. Ich soll morgen eine Freundin besuchen, die in der Nähe von deinem Amt wohnt. Da hol' ich dich um neun Uhr ab, und du bringst mich nach Haus. Willst?"

„Aber gern!" antwortete Neumeier.

Fanny aber, deren Achtsamkeit nichts entging, was ihr helfen konnte, die einmal aufgefundene Spur zu verfolgen, fragte erstaunt: „Hast du in der Gegend eine Freundin wohnen, Everl? Von der weiß ich ja gar nix."

Eva antwortete über die Schulter zurück in gleichgültigem Tone: „O ... das ist eigentlich auch keine Freundin. Eine Schulkollegin. Ich hab' sie heut' in der Stadt getroffen, und da ist sie gleich über mich her gefallen. Es wär' so schad', daß wir nicht mehr zusammenkämen, und ich möcht' sie besuchen, und gleich morgen. Na, ich hab's in Gottes Namen versprochen, weil sie gar keine Ruh geben hat."

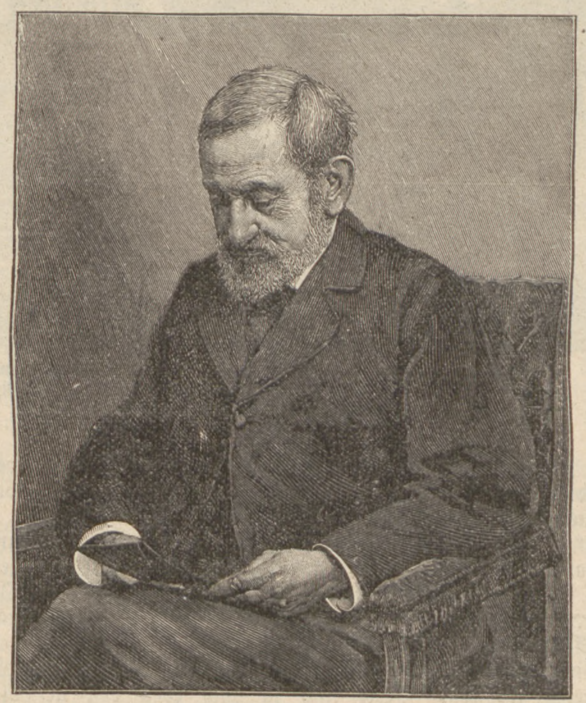
Eva wandte sich wieder an Karl, und Fanny ließ sich das Ohr mit der Weisheit der postalischen Dienstordnungsbücher füllen. Aber nur das Ohr; im Herzen erwog sie die bängliche Frage, wie ein Weibsbild so heimtückisch sein könne, sich von dem Stelldichein mit dem einen durch den anderen nach Hause bringen zu lassen. In ihre Entrüstung aber mischte sich ein gut Teil Bewunderung der Kühnheit, die so etwas wagen konnte.

Nein, diese Eva! Fanny hätte so etwas nie zuwege gebracht. Sie hätte sich vor Angst, daß man ihr etwas anmerken müsse, ganz gewiß selbst verraten.

5.

In der Höhe des schlanken gotischen Turmes der Votivkirche schlug die Glocke achtmal an. Die majestätisch dröhnenden Töne waren eben über den im Halbdunkel liegenden Platz hingezogen, als neben der Kirche ein Wagen hielt. Der Herr, der aus dem Coupé stieg, hatte den Kragen des hellen Ueberrockes zum Schutze gegen die heute wieder recht frostig gewordene Abendluft hinaufgeschlagen.

Er warf einen spähenden Blick über den menschenleeren Platz, sagte seinem Kutscher ein paar halblaute Worte und begann dann, während der leere Wagen im Schritt um den Platz herumfuhr, um sich an der anderen Seite der Kirche aufzustellen, steifbeinig hin und her zu gehen.



Max Ring †. (S. 140)

„Hm," brummte er, „die Kleine ist noch nicht da. Na ja — Pünktlichkeit ist die Höflichkeit der Könige. Von den Königinnen sagt das Wort nichts."

Er lachte über den eigenen Witz in etwas meckernden Tönen. Dann murmelte er weiter: „Uebrigens ein reizendes Geschöpf! — Und so resolut. „Sie treffen mich" und so weiter. Gerade nur, worauf es ankommt, kein Wort mehr. Hab' eigentlich ein unverschämtes Glück. — Den Rockkragen will ich aber doch lieber herunterklappen. Schaut so, hm, so verfroren aus, der aufgestellte Kragen."

Er hatte den Kragen aber kaum herabgeklappt, als er ihn auch schon zusammenschauernd wieder hinaufzog. Ein scharfer Windstoß war dahergekommen, den Herr Hohenberger bis in die Knochen hinein fühlte.

„Ekelhafte Kälte heute. Wenn mich die Kleine nur nicht zu lange warten läßt! Ein Glück, daß ich den Wagen hab' heizen lassen. — Halt, kommt sie dort nicht, die kleine Fee? Ihre Figur ist's ... und da sind auch die Mohnblumen auf dem lichten Strohhut ... en avant!"

Er stürzte Eva mit so viel jugendlicher Hast, als die mürben Knochen nur leisten konnten, entgegen und faßte ihre beiden Hände.

„Meine holde, süße Mohnblume...! Ich bin überglücklich — —!"

„Bitte, bitte, Herr Hohenberger," stammelte das Mädchen in den Tönen der höchsten Angst, „lassen Sie mich wieder fort! Ich ... ich bin nur gekommen, um das Wort zu halten, das ich in der Uebereilung gegeben habe... aber es ist ja nicht recht! Und ich hab' solche Angst! — Wenn uns jemand sieht ..."

„Gesehen möchte ich auch nicht werden, mein Herzerl," antwortete Hohenberger in den süßesten Schmeicheltönen, „darum hab' ich ja den Rockkragen hinaufgeschlagen, obwohl ich glühe vor Sehnsucht. Seit viertel Acht laufe ich schon hier auf und ab und zähle die Minuten ..."

„Aber ich habe ja geschrieben: um Acht," warf Eva ein, indem sie die großen schönen Augen holdselig zu ihm aufschlug.

„Weiß ich, weiß ich!" bestätigte er eifrig. „Soll ja auch kein Vorwurf sein. Sie waren ja so pünktlich! Und wenn Sie noch so spät gekommen wären, ich hätt's für eine Gnad' aufgenommen, daß Sie überhaupt kommen. Aber ... aber meine große Sehnsucht ..."

Er verwickelte sich in seinem Satz. Die taufrische Schönheit des Mädchens, die hier in dem Halbdunkel noch berückender erschien, als sie in Wirklichkeit war, hatte ihn verwirrt. Er stockte und schluckte, dann fuhr er dringend fort: „Ja, aber was das Gesehenwerden betrifft — da drüben in der Garnisongasse steht mein Wagerl. Da steigen wir ein und fahren zum Sacher, und da setzen wir uns in ein Extrazimmerl. Da sieht uns kein Mensch . . . Und ein gutes Essen kriegen wir, und ein Glasel Champagner . . .“

Eva hatte bis jetzt ganz ruhig zugehört. Nun trat sie plötzlich einen Schritt zurück und befreite ihre Hand mit einem Ruck aus der des Mannes.

„Sie muten mir zu, zum Sacher mit Ihnen zu gehen? Mein Herr — ich bin ein anständiges Mädchen.“

Hohenberger knickte fast zusammen unter dem eisigen Klang dieser Worte. „Nit bös' sein!“ flehte er, „nit bös' sein! — Ich . . . ich hab's ja nicht schlecht gemeint. Meine Liebe . . . meine Verehrung . . .“

„Ich bin nicht böse!“ schnitt ihm Eva in hartem Tone das Wort ab. „Schließlich verdient's ein Mädchen, das einem fremden Manne ein Rendezvous giebt . . .“

„Aber gnädiges Fräulein!“ rief Hohenberger entsetzt, „ich schwör' Ihnen . . .“

„Schwören Sie mir nichts,“ antwortete Eva und machte, diesmal vergeblich, Anstrengungen, ihre Hand zu befreien, die er wieder erhascht hatte. „Schwören Sie mir nichts und lassen Sie mich gehen.“

„Gnädiges Fräulein . . . ich bin außer mir . . . ich hab' Sie beleidigt . . . ohrfeigen könnt' ich mich!“

Eva schien von seiner Reue gerührt zu werden. „Ich habe Ihnen schon gesagt: ich bin nicht böse,“ antwortete sie milder; „und zum Beweis will ich noch ein bißchen mit Ihnen zusammen bleiben. Aber was fangen wir an? Hier können wir doch nicht stehen bleiben.“

„Natürlich nicht!“ pflichtete er ihr eifrig bei. „Ich —“ fast hätte er sich verschnappt und hätte gesagt, „ich erkälte mich ja bis auf den Tod.“ Aber er vermochte das Wort gerade noch auf der Zunge festzuhalten und sagte dafür: „Ich darf Sie doch nicht kompromittieren. Es könnten uns Leute sehen.“

„Wie wär's, wenn wir hinter der Kirche ein wenig auf und ab gingen?“ schlug Eva vor. „Das könnte ich wagen. Ich habe keine Bekannten in dieser Gegend.“

In diesem Winde? — Das war nicht sein Geschmack. Vorsichtig, gleichsam tastend, begann er: „Wissen Sie, Mohnblume . . . aber darf ich nicht Ihren lieben Namen wissen?“

„Lassen wir's bei der Mohnblume.“

„Wie Sie befehlen. Also — was ich sagen wollte: eigentlich müßte ich beleidigt sein. Es ist doch ein Mangel von Vertrauen, daß Sie nicht mit mir zum Sacher — —“

„Ich bitte, davon reden wir nicht mehr. Sonst werde ich ernstlich böse.“

„Um Gottes willen nicht! Ich bin ja schon still, ganz still, mäuserlstad. — Also gehen wir — gehen wir. Aber müssen wir denn gehen? Könnten wir nicht fahren? Mein Wagerl . . .“

„Das wäre unschicklich. Mit Ihnen eine halbe Stunde herumgehen, meinetwegen Ihren Arm nehmen, das ist das Aeußerste, was ich thun kann. Im Grunde ist auch das schon zu viel.“



Die Uebersiedelung des Kaiser Alexander-Garde-Grenadierregiments Nr. 1 in Berlin nach seiner neuen Kaserne: Ansprache des Kaisers an das Regiment. (S. 140)
Nach einer Photographie von M. Hönig in Berlin.

Dem armen Hohenberger schlugen die Zähne schon zusammen, wenn er nur daran dachte, bei dem Wetter auf der Straße herumzustiefeln. Er fror jetzt schon bis auf die Knochen. Diese albernen Weiberfaxen . . . den Tod konnte er haben davon. Aber andererseits — dieses entzückende Geschöpf ziehen lassen, ohne auch nur herausgebracht zu haben, wie sie hieß und wo sie wohnte — lieber trotzte er allen Erkältungskrankheiten der gesamten Heilkunde. Wenn er dann möglichst schnell nach Hause fuhr, tüchtig Cognac mit heißem Wasser trank, sich hernach hinlegte und ordentlich schwitzte, war ja doch zu hoffen, daß er mit einem kleinen Schnupfen davonkam.

Ein resigniertes kleines Seufzerchen schwellte ihm die hochwattierte Brust; dann bot er seiner Schönen den Arm und bog mit ihr in die schlecht beleuchtete Garnisongasse ein, deren mäßig brennende Gaslaternen nur dazu da sind, „daß man die Finsternis besser sieht“. Als sie an dem wartenden Wagen vorübergingen, winkte Hohenberger dem Kutscher, in einiger Entfernung langsam nachzufahren.

Das Gespräch des Pärchens war eigentlich ein Gefecht, das von beiden Seiten mit großer Schlauheit und Zähigkeit geführt wurde. Hohenberger wollte durchaus herausbringen, wer seine Mohnblume eigentlich sei, Mohnblume wich aber den ihr gestellten Fallen außerordentlich geschickt aus. Der alte Lebemann verstrickte sich von Minute zu Minute tiefer in die Netze dieses Abenteuers. Die holde duftige Jugend des Mädchens an seinem Arm, ihre außerordentliche Schönheit, dazu das Geheimnis, in das sie sich mit so wunderlicher Hartnäckigkeit hüllte . . . es war zu viel!

Nach einer Viertelstunde blieb Eva plötzlich stehen. „Ich muß jetzt fort.“

„So früh schon?“ fragte Hohenberger erschrocken. „Sie sind ja doch eben erst gekommen.“

„Es ist die höchste Zeit für mich.“

„Aber ich weiß ja noch gar nichts!“ rief der Mann verzweifelt. „Nicht, wie Sie heißen, noch wo Sie wohnen, noch wann wir uns wiedersehen . . .“

„Ich heiße Mohnblume, wohne im Feenland, und wiedersehen werden wir uns nie.“

Er hob beschwörend beide Hände. „Aber Kind . . . Kind — Sie werden mir doch das nicht anthun! — Mich so unglücklich machen! — Ich geh' ja zu Grund vor Sehnsucht . . .“

„Sie werden wohl kaum vor Sehnsucht sterben,“ antwortete das Mädchen lächelnd. Dann fügte sie traurig hinzu: „Wozu ein Wiedersehen? Es kann ja doch zu nichts führen, es kann's nicht!“

Hohenberger war so außer sich, daß er sich beinahe zu unvorsichtigen Versprechungen hätte hinreißen lassen, nur um den harten Sinn seiner Schönen zu erweichen. Er bezwang indes die Anwandlung und suchte sein Ziel durch zu nichts verpflichtende Liebesschwüre zu erreichen. Eva aber blieb fest. Das einzige, was sie sich abringen ließ, war das Versprechen, die postlagernden Briefe Hohenbergers unter „Mohnblume“ abholen und sie beantworten zu wollen.

„Und jetzt adieu!“

Sie reichte Hohenberger die Hand. Der faßte sie, ließ sie aber nicht los.

„Und so sollen wir auseinandergehen?“ bettelte er. „Kein Busserl . . .?“

Mohnblume schlug ihm die Bitte in einem Tone ab, der keine Erwiderung zuließ. Bloß einen Handkuß gestattete sie ihm. Er streifte ihren Handschuh zurück und küßte die warme, weiche kleine Hand mit einer Leidenschaft, als wolle er die Finger abbeißen.

„Genug, genug!“ sagte Eva endlich lachend und zog den Handschuh wieder hinauf. „Jetzt geh' ich aber wirklich. Ich werde durch dieses Durchgangshaus da gehen. Wenn Sie mir nachschleichen, sehe ich's, und dann sind wir geschiedene Leute. Bis Sie aber mit dem Wagen die lange Straße hinunterfahren, um die Ecke biegen und drüben wieder herauskommen, bin ich längst fort. Sie können sich also die Mühe sparen.“

Hohenberger ließ den Kopf hängen, als er sein letztes Plänchen so schlau vereitelt sah. „Sie werden aber meine Briefe gewiß abholen und pünktlich antworten?“



Die Eisbrücke am Niagarafall. (S. 140)

„Ja, ja! Adieu!“

„Adieu!“

Hohenberger sah der davonhuschenden schlanken Gestalt mit nicht allzu geistreichem Gesichtsausdruck nach, bis sie im Thorweg des Durchgangshauses verschwand. Dann kehrte er mit einem wütenden Ruck um und rief den Wagen heran.

„Nach Hause!“ —

Eva war rasch verschwunden. Als sie sicher war, daß sie von ihrem Anbeter nicht mehr eingeholt werden konnte, blieb sie einen Augenblick stehen, um die vom raschen Gehen erhitzten Lungen zu Atem kommen zu lassen. Ihre Augen blitzten triumphierend durch das Dunkel.

„Den wickel' ich um den kleinen Finger,“ dachte sie. „Auf seine Briefe bin ich neugierig. Und die zu Haus werden Augen machen, wenn die Bombe platzt. — Vor allen die Fanny. Was die Schwesterliebe doch nicht alles thut!“

Sie lachte leise vor sich hin.

Zehn Minuten später trat Eva ihrem Bräutigam entgegen, der aus dem Thore seines Amtsgebäudes kam, und hing sich schmeichelnd an seinen Arm.

„Grüß dich Gott, Mausi! — Na, wie war's? Hast dich gut unterhalten?“

„Na, es war so so. So bald geh' ich nicht mehr hin. — Weißt du was, Franzl? Wir fahren mit der Pferdebahn, damit wir schneller z' Haus sind, und du kommst noch auf einen Sprung herauf. Wir trinken ein Glas Thee und plauschen noch ein bissel.“

Der Vorschlag berührte Neumeier ein wenig unangenehm. Da kam er ja wieder mit Fanny zusammen. Zögernd fragte er: „Wird's denn deinem Vater recht sein? — So spät . . .“

Eva lachte hell auf. „Bist du kindisch! — Ein paar Wochen vor der Hochzeit wird das doch nicht mehr so genau genommen. Und vor halb Zwölf gehen wir doch nicht schlafen, das weißt du ja. — Oder solltest du was anderes vorhaben heut' abend?“ schloß sie neckend.

„Aber Everl!“

„Na na . . . sei nur nicht gleich harb. Und jetzt komm!“ —

Als sie Arm in Arm in das Zimmer traten, wo die Familie gemütlich um die Lampe saß, sah Fanny der Schwester so forschend ins Gesicht, als wolle sie ihr die Ereignisse des Abends aus den Augen herauslesen.

Eva hielt den Blick trotzig aus, ohne mit einer Wimper zu zucken. Aber sie rächte sich für diese „Zudringlichkeit“, indem sie mit Neumeier über die Maßen zärtlich that. Der schüchterne Franz wurde das Erröten gar nicht los und wagte zum Schlusse gar nicht mehr, seine zukünftige Schwägerin auch nur anzusehen. Ihr bleiches Gesicht, der gequälte Blick ihrer Augen waren ihm ein durch seine Stummheit doppelt beredter Vorwurf.

Sobald er konnte, empfahl er sich und entrann der peinlichen Lage. Er war kaum fort, als sich auch Eva zurückzog. Fanny blieb absichtlich noch ziemlich lange mit den Eltern sitzen, um Eva schlafend zu finden, wenn sie hineinkäme. Als sie aber in das Schlafzimmer trat, fand sie Eva noch halb angekleidet vor dem Spiegel sitzen, in ein träumerisches Anschauen des eigenen Bildes versunken.

6.

Das erste Gefühl, das Herr Hohenberger hatte, als er nach dem wunderlichen Stelldichein in seinem geheizten Coupé saß und hier in der molligen Wärme des Frostes, der in allen seinen Gliedern saß, erst recht gewahr wurde, war eine heftige Abneigung gegen die schöne Unbekannte, die ihn in der feuchten Nachtluft wie einen girrenden Gymnasiasten hatte herumlaufen lassen. Er fluchte dieser Mohnblume in den allerungalantesten Ausdrücken und schwor sich einen Eid nach dem anderen, mit diesem verrückten Frauenzimmer nichts mehr zu thun haben zu wollen. Hatte er das nötig? Er, Rudi Hohenberger, der begünstigte Liebling der Frauenwelt aller Großstädte Europas, der vielfache Millionär, der welterfahrene Mann? Rudi Hohenberger bei drei Grad Wärme abends an die Votivkirche bestellt, durch allerlei schlecht beleuchtete, miserabel gepflasterte Straßen geschleift, und dann wie ein Schulbub entlassen — —! Wenn sie im Klub das wüßten! — Wenn eine seiner zahllosen früheren Flammen das erfuhr, oder eine der Damen seines Gesellschaftskreises, die ihn mit seiner „Unwiderstehlichkeit“ neckten! Es war einfach dumm — zu dumm — — lächerlich dumm!

Er knurrte und brummte und murmelte in zornigem Selbstgespräch vor sich hin und redete sich in immer größere Hitze hinein, bis er schließlich fast weinte vor Aerger. Als er nach Hause kam, bekam die Dienerschaft den Zorn des Gebieters zu fühlen. Dem Kammerdiener, der mit Schlafrock und Hausschuhen nicht schnell genug bei der Hand war, wurde auf der Stelle gekündigt; die Köchin, die pflichtgemäß anfragte, was der gnädige Herr zu soupieren befehle, warf der ungnädige Herr eigenhändig zur Thür hinaus.

„So ein Wüterich!“ schnaufte die große dicke Person im Vorzimmer den Kammerdiener an, der ihr eben in den Weg lief. „Ein solcher gemeiner Grobian! Was hat er denn nur, Jean?“

Jean zog die Achseln in die Höhe und legte das glattrasierte Lakaiengesicht in Weisheit kündende Falten. „Wird eben alt, der gute Mann! — Das Alter ist launenhaft. Mir hat er aufgesagt.“

„Und mich hat er hinausgeworfen.“

„Machen Sie sich nix draus, Emma. Morgen reut's ihn schon wieder, und wir kriegen ein tüchtiges Trinkgeld als Pflaster. Sie wissen ja . . .“

Die elektrische Klingel läutete Sturm. Jean stürzte eilfertig zu dem Gebieter hinein und kam gleich darauf mit der Nachricht herausgeschossen, der Alte wolle Grog haben.

„Die Hälfte heißes Wasser, die Hälfte Cognac — vom ganz alten. Machen Sie schnell, Emma, sonst ist der Teufel los. So wütend hab' ich ihn noch gar nie gesehen.“

Die Dicke ging brummend in die Küche. Als nach fünf Minuten Jean ihr folgte, um das heiße Getränk zu holen, fand er Emma in eifrigem Gespräch mit Pepi, dem Kutscher.

„Jetzt weiß ich, was er hat!“ rief die Köchin dem Kammerdiener triumphierend entgegen. „Er hat . . .“

„Für'n Narren g'halten is er worden von ein' Madel,“ fiel ihr Pepi im unverfälschtesten Hernalserisch ins Wort. „Bei der Votivkirchen hat er ein Randewutscherl g'habt. Wie er aussteigt, sagt 'r m'r: „Pepi,“ sagt 'r, „du stellst di' mit 'm Wagerl drüben in der Garnisongassen auf und wart'st auf mi'. Ich werd' mit ein' Maderl einsteigen und dann führst uns zum Sacher. Beim hinteren Eingang halt'st an,“ sagt 'r. „Verstanden?“ Na, ih schmunzel' so g'wiß und sag': „Aber ja, Eu'r Gnaden,“ sag' ih, „hab' scho' verstanden. Is ja scho' öfter dag'wesen.“ — Na ja, ih darf mir dös erlaub'n bei ihm. Er hat a richti' g'lacht und is ganz fidel losszepperlt. Na, ih stell' mi' in der Garnisongassen auf und schau 'rüber, wo er hin und her wackelt und 'n Rockkragen auf-g'stellt hat, denn 's is sakrisch kühl heut' — richti', nach einer Weil' kommt a Fräul'n daher. Die stengen da und reden und reden, endli' kommen s' richtig auf mi' los. Ih nimm scho' meine Rapperln fester in d' Hand, daß ih losschießen kann, sowie s' eing'stiegen san — — ja, g'speist z' haben! Mit 'm Einsteigen war's nix. Deut't hat er m'r, ih soll ihnen schö' langsam nachfahr'n. „Ui!“ denk' ih m'r, „bei der Kälten!“ — Na, ih fahr' ihnen halt nach. Dös is hin und her 'gangen. Garnisongassen, Lazarettgassen, was waß ih. Und ih hab's 'n Alten von hint' ang'segen wie er schnappert vor Kälten. — Auf einmal, bei ein' Durchhaus, bleiben s' wieder stehn. Der Alte macht Handibussi wie bei einer Gräfin, 's Madel wutscht ins Haus, und er steigt ein. „Z' Haus!“ pfnaust er mi' an und haut die Thür zu, daß ih glaub', 's Fenster geht in Scherben.“

Der Kutscher brach in ein dröhnendes Gelächter aus; Jean zog die Augenbrauen in die Höhe und spitzte die Lippen, als ob er pfeifen wolle, die Köchin aber fragte mit vor Neugier glühenden Augen: „War's sauber, 's Madel?“

„Bildsauber! Wie s' bei mir vorbei kan, hab' ih m'r s' ang'schaut. Ein so lieb's G'sichterl! Und ein Figürl . . ."

Pepi drückte die Augen ein und schmatzte mit den Lippen.

„Recht g'schieht ihm!" rief die Köchin begeistert. „So ein altes G'rippelspiel . . ."

Da läutete es wieder Sturm. Der gellende Ton hatte etwas von dem zornigen Keifen eines alten Weibes.

„Jesses, der Grog!"

Jean stürzte davon. Als er nach einer Weile wieder in die Küche trat, wo Emma und Pepi sich inzwischen gleichfalls zu einem Glase Grog gesetzt hatten, denn ein richtiger Diener muß mit seinem Herrn alles teilen, Freude und Leid, und demzufolge auch den Trunk, mit dem Freude wie Leid begossen werden, schüttelte er sich.

„Brrrr! — Der kann's heute, das Schimpfen! — Emma, noch so einen. Wir haben Angst, daß wir uns erkältet haben und wollen den Rheumatismus ersäufen. Mir können Sie auch einen zurecht machen, wenn ich wiederkomm'! Man muß den Aerger hinunterspülen."

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Rundschau.

In Berlin starb im Alter von 84 Jahren der bekannte **Schriftsteller Dr. Max Ring.** Er war am 4. August 1817 in Zauditz bei Ratibor geboren, studierte Medizin und wirkte längere Zeit als praktischer Arzt, bis er diesen Beruf aufgab, um sich gänzlich der Schriftstellerei zu widmen. Seine größten Erfolge hatte er als Romanschriftsteller, besonders auf dem Gebiete der Kriminalnovelle. Seine besten Werke sind: „Götter und Götzen", „Rosenkreuzer und Illuminaten", „Streber und Kämpfer". Dagegen vermochte der sehr fruchtbare Autor sich trotz aller Anstrengungen und trotz zeitweiliger gelungener Versuche die Bühne nicht zu erobern. — Das **Kaiser Alexander-Garde-Grenadierregiment Nr. 1** ist von Kaiser Wilhelm II. selbst in die neue Kaserne in der Prinz Friedrich Karl-Straße, also im Zentrum Berlins, nicht weit vom königlichen Schlosse, geführt worden. Die Leute waren in Paradeanzug mit angezogenen Mänteln und den alten Grenadiermützen; der Kaiser trug ebenfalls die Regimentsuniform und den grauen Mantel, darüber das Band des Schwarzen Adlerordens, in der Hand den Marschallstab. Nachdem das Regiment im Hofe der neuen Kaserne Aufstellung genommen hatte, hielt der Kaiser vom Pferde herab **eine Ansprache,** in der er auf die ruhmvolle Vergangenheit des Regimentes hinwies und es ermahnte, diesen Ruhm auch in der Zukunft treu zu bewahren. — An dem weltberühmten **Niagarafall** hat sich im verflossenen Winter infolge der Ende Februar einsetzenden strengen Kälte eine gewaltige **Eisbrücke** gebildet, deren Größe, abenteuerlicher Anblick und malerische Formen täglich Tausende von Besuchern aus allen Teilen der Union herbeizog. Vielgestaltige Eisberge stiegen aus dem in Banden geschlagenen Strome empor, und von den die Fälle umgebenden Felswänden hingen tropfsteinähnliche Eisgebilde in den wunderlichsten Formen herab.



Maja oder Frühlingsfeier in Serbien.

Frühlingsfeier in Serbien.

(Mit Bild.)

In Altserbien wird auf den Dörfern die Frühlingsfeier, Maja genannt, in der Weise begangen, daß man eine Puppe aus Maisstroh anfertigt, die den Winter darstellen soll. Diese Puppe wird unter allgemeinem Jubel ins Wasser geworfen, wobei die Kinder möglichst großen Lärm machen, um die „bösen Geister" zu vertreiben. Derartige, auf längst vergangene Kulturperioden zurückweisende Bräuche findet man bei den slawischen Volksstämmen noch besonders viele.

Haster und Raster.

(Mit Bild auf Seite 141.)

Das Fahrrad ist so recht der Ausdruck unserer aufgeregten, nervösen Zeit, des atemlosen Hastens und Jagens, des rastlosen Kampfes im Wettbewerb zur möglichst schnellen Erreichung des gesteckten Zieles, während das behagliche Wandern als Symbol des ruhigen Lebensgenusses gelten kann. Hübsch hat der Künstler dies auf unserem Bilde S. 141 dargestellt, indem er uns eine nach genußreicher Wanderung im Schatten kühler Bäume rastende und sich erfrischende Touristengesellschaft zeigt, während dicht dabei auf der sonnigen Straße zwei schweißbedeckte Radler vorübersausen. Ein Gruß, ein Anruf von beiden Seiten — dann sind die Haster schon davon, während die Raster über die seltsamen Käuze lachen, die sich so abquälen, ohne die Reize der Natur recht genießen zu können. Zwei verschiedene Welt- und Lebensanschauungen treten uns hier augenfällig entgegen.



Hasten und Rasten. (S. 140)

Ein Berliner Junge.

Aus den Erinnerungen eines Weltreisenden.

Von **Gerhard ten Boer.**

(Nachdruck verboten.)

Paradetag in Berlin. Es ist im Mai 1882. Auch ich war als Paradebummler hinausgezogen nach der Belle-Alliancestraße, nicht allein wegen des militärischen Schauspiels, sondern um Studien zu machen in der interessanten Berliner Volksseele, die sich so mannigfach zu äußern versteht.

An einem solchen Paradetage feiert der echte Berliner Witz in der Zuschauermenge wahre Orgien, und wer sich nur eine Viertelstunde unter diese ulkenden, witzelnden Leute stellt, kann ihn einmal unverfälscht an der Quelle kosten.

Dort tönt lautes, immer wieder erneutes Lachen aus einer dichten Menschengruppe, die unmittelbar an dem Reitwege steht, auf dem soeben eine bunte Offiziersgestalt nach der anderen auf flüchtigem Rosse dahergejagt kommt. Man hört eine Stimme im Vortragstone beständig reden, nur unterbrochen von den Lachsalven der Zuhörer.

„Das war der chinesische Attaché, der bezopfte Sohn des Himmels," belehrt die vortragende Stimme in unverfälschter schnoddriger Berliner Mundart. „Ein schönes Land, dieses China, liegt hinter dem Schlesischen Busch, dicht bei Treptow. Tüchtige Kerle, diese Chinesen, fressen Hunde, während wir so dumm sind, diese Tiere zu versteuern. Und erst die Chinesinnen: nette Mädchen, à la bonne heure. Eitel sind sie wie der Teufel, verkrüppeln sich die Hinterfüße, damit dieselben recht klein aussehen. Mancher Dame würde das auch bei uns im zivilisierten Europa nichts schaden. Zum Beispiel Sie, schöne Frau Nachbarin, könnten eine solche Verkrüppelung Ihres höchstwerten Fußgestells durchaus vertragen. Teufel noch einmal — leben Sie auf großem Fuße! Hätte Napoleon III. Sie gekannt, er hätte sich von Ihnen auf einmal das ganze linke Rheinufer abtreten lassen. Die Fußgröße haben Sie dazu."

Man hörte lautes Gelächter und das Schimpfen einer Frauenstimme, wodurch das Gelächter nur noch gesteigert wurde.

Ich mußte näher heran, um den Mann zu sehen, der diesen Blödsinn mit so viel Witz und Behagen von sich gab. Es war augenscheinlich ein „Pennbruder", das heißt ein obdachloser Vagabund. Wahrscheinlich hatte er nachts in der Hasenheide geschlafen und stand jetzt hier, um zu ulken. Seine Stiefel waren zerrissen, die nackten Zehen guckten heraus. Hose und Rock waren eigentlich nur noch Ueberreste von Kleidungsstücken. Ein Hemd schien er nicht zu haben, denn er hielt sich den Kragen des unsäglich abgeschabten Jackets am Halse zu. Ein alter, in allen Farben schillernder Hut bedeckte sein Haupt, und im rechten Auge trug er ein Monocle.

Unglaublich drollig war die Wirkung dieses mit einem schwarzen Hornrande versehenen runden Stückes Brillenglas, das der Stromer mit einer Sicherheit ins Auge klemmte, die darauf hinwies, daß er wohl verstand, mit dem Dinge umzugehen.

Der Mann war höchstens dreißig Jahre alt, sein Gesicht stark verwettert, wohl vom Nächtigen im Freien und vom Schnapsgenuß, aber sonst intelligent, fast sympathisch aussehend. Als ich mich ihm näherte, machte er mir eine tadellose Verbeugung und riß seinen alten Filz vom Kopf: „Guten Tag, Kommilito," sagte er mit leicht näselnder Stimme. „Guten Tag! Riesig angenehm! Ich sehe aus Ihren Schmissen im Gesicht, daß ich einen Kommilitonen vor mir habe. Da auf Ihrer werten linken Backe sitzt eine ganz verteufelte Quart. Scheint ganz unpariert hineingekommen zu sein. Thut nichts, sieht sehr schneidig aus. Gratuliere! Wenn Sie für einen armen, heruntergekommenen Kommilitonen, der an ganz akutem und dabei chronischem Durst leidet, etwas übrig haben, so genieren Sie sich, bitte, nicht. Ich nehme alle gangbaren Münzsorten, sogar Coupons von spanischen Wertpapieren."

Er hielt mir den Hut hin, und ich warf ein Zweimarkstück hinein. Er nahm das Geldstück heraus, betrachtete es und sagte dann spöttisch lachend: „Sie haben sich wohl vergriffen? Oder vielleicht Börsenjobber, wie?"

„Nein, nein," versetzte ich. „Das Geschenk galt dem Kommilitonen."

In den Augen des Mannes zuckte etwas auf, was mich für diesen Verkommenen einnahm. Rührung und Dankbarkeit sah ich für einen Augenblick in seinen Augen leuchten, und er wendete sich plötzlich ab. Aber nach einer Minute begann er wieder zur Erheiterung seiner Nachbarn seine schnoddrigen Witze zu machen.

Wie der Donner eines herannahenden Gewitters näherte sich jetzt, lauter und lauter werdend, Hurrarufen. Der Kaiser kommt, Tücherschwenken, Tausende in die Luft gestreckte, winkende Arme! Und dann nahte die einfache, zweispännige Karosse mit dem mildlächelnden, unablässig grüßenden Kaiser Wilhelm I. Zum Brausen des Orkans schwoll das Hurrarufen an.

Als der Kaiser vorüber war, begann sich die Menge zu verlaufen; die meisten Zuschauer begaben sich in die benachbarten Restaurants, um zu warten, bis sich nach zwei Stunden der Rückmarsch der Truppen nach der Stadt vollziehe. Auch der Pennbruder mit dem Monocle wendete sich zum Gehen.

„Wohin?" fragte ich ihn.

„Das Geld in Alkohol umsetzen!"

„Eine üble Verwendung. Sie sollten das lassen. Kann ich nichts für Sie thun?"

„Nichts. Ich bin ein Verlorener, dem nicht mehr zu helfen ist!"

„Ist gar kein moralischer Halt mehr bei Ihnen vorhanden?"

„Ich weiß es nicht. Es ist auch gleichgültig. Ich habe Durst, und diese Unterhaltung thut mir weh."

„Hier haben Sie meine Karte; kommen Sie heute abend nach meiner Wohnung!"

Der Stromer warf einen Blick auf sein Aeußeres. „In diesem Kostüm?"

„Ich wohne allein und habe nach niemand zu fragen; ich will Ihnen auch einen anderen Anzug geben."

„Tausend Dank! Ich werde kommen."

Der Pennbruder verschwand in der Thür der nächsten Schnapskneipe.

Dort mußte er wohl bekannt sein, denn lautes Geschrei empfing ihn bei seinem Eintritt. —

Als es dunkel geworden war, erschien mein Schützling bei mir. Ich mußte wieder über seinen Anblick lächeln. Er trug noch immer seine Lumpen, dazu das Monocle, war aber rasiert und sehr sorgfältig frisiert.

„Kostet nichts!" sagte er, als er meinen fragenden Blick bemerkte. „Ich war in der Barbierlehrlingsschule, habe mich dort als Versuchstier für die angehenden Verschönerungsjünglinge hergegeben. Man wird gratis fein gemacht, muß es aber in den Kauf nehmen, wenn man von solchem Barbierstift, der noch keine Uebung hat, ordentlich geschnitten wird. Den Hals schneiden sie einem aber nicht ab, leider nicht. Mein Name ist, nebenbei bemerkt, Hirzel, Referendar außer Dienst, zur Zeit vagierend. Wohnung in der Hasenheide, dritter Baum links, zweiter Ast von oben."

„Treten Sie in dieses Zimmer ein," schnitt ich seinen Redestrom ab; „Sie finden alles dort, um sich zu reinigen und umzukleiden. Wenn Sie fertig sind, reden wir weiter miteinander."

Nach einer halben Stunde erschien Hirzel in dem Zimmer, in dem ich ihn erwartete. Er stellte sich vor den Spiegel, betrachtete sich wohlgefällig von oben bis unten und sagte dann zu sich selbst: „Herr Hirzel, Sie sind ein feiner Hund!" Dann wendete er sich zu mir, nahm auf meine Veranlassung am Tische Platz und begann unaufgefordert loszureden: „Sie wollen meinen Lebenslauf wissen. Machen wir die Sache kurz, denn sie ist für mich etwas peinlich. Ich bin aus anständiger Familie und war nicht ohne Vermögen, habe früh meine Eltern verloren und bin von einem sehr pedantischen Onkel auferzogen worden, der mich gegen meinen Willen zwang, Jurist zu werden. Ich war ein sehr flotter Corpsbursche, machte Schulden auf mein zukünftiges Vermögen, und als ich großjährig wurde und es in die Hände bekam, war nicht mehr viel davon da. Ich schlug natürlich auch den Rest tot. Ich hatte drei Jahre lang ein Lumpenleben geführt und dabei meine moralische Kraft und Energie eingebüßt, besaß weder die Lust noch die Kraft, etwas Neues anzufangen, hätte auch nicht gewußt, welche Laufbahn ich einschlagen sollte, denn ich hatte ja nichts gelernt als saufen und den feinen Kerl spielen. Ich lebte noch ein Jahr lang vom Anpumpen von Bekannten, dann kam ich herunter bis zum Bettel. Es war die Folge meiner pedantischen Erziehung und der studentischen Lumperei. Doch habe ich mir keine gemeine oder schlechte Handlung vorzuwerfen, habe nicht einmal silberne Löffel gestohlen, weil die heutzutage nicht mehr viel wert sind. Bin also noch unbestraft und im Besitz der bürgerlichen Ehrenrechte. Aber mir ist nicht zu helfen. In Deutschland kann ich unter keinen Umständen mehr hochkommen, selbst wenn ich es wollte. Ich möchte nach Amerika gehen, aber der Fußsteig zum Hinübergehen ist noch nicht fertig, und die blöden Dampfergesellschaften fordern Geld für die Hinüberbeförderung. So bleibe ich ein Pennbruder. Schade um die Mühe, welche Sie sich mit mir geben. Schade um die anständige Schale, in die Sie mich gesteckt haben. Die ist doch in wenigen Tagen den Weg alles Fleisches gegangen. Immerhin danke ich Ihnen für Ihre Güte. Lassen Sie mich aber jetzt gehen."

„Nein, ich wollte gerade mit Ihnen plaudern. Ich will nicht alte Wunden in Ihnen aufreißen, aber ich kann Sie auch so nicht gehen lassen. Sie sind ein gebildeter, begabter Mensch, der nicht zu Grunde gehen darf, zumal er sich außer Leichtsinn und Energielosigkeit eigentlich nichts vorzuwerfen hat. Sagen Sie mir, haben Sie denn kein Ideal mehr in der Welt, nichts, was Ihnen begehrenswert erscheint? Giebt es keinen Mann, kein Weib, um dessenwillen Sie sich wieder emporraffen möchten?"

Der Stromer senkte den Kopf. „Gerade weil ich schändlich an einem Weibe gehandelt habe, wird es mir nicht gelingen, die notwendige Selbstachtung wieder zu erlangen, die man braucht, um aus dem Pfuhl, in den ich versunken bin, wieder herauszukommen. Kurz bevor ich mit meinem Vermögen zu Ende gelangte, lernte ich ein einfaches Mädchen kennen, in das ich mich aufrichtig verliebte. Das Mädchen stand ganz allein in der Welt und ernährte sich redlich durch seiner Hände Arbeit. Als es mit meinem Gelde zu Ende ging, gab sie mir ihre Ersparnisse, und ich war erbärmlich genug, sie zu verbrauchen; ich war verkommen genug, mich von dem armen Geschöpf, das Tag und Nacht nähte, ernähren zu lassen.

Sie sagte mir kein Wort des Vorwurfes, aber ihre verweinten Augen, ihr bleiches Gesicht sagten mir, wie viel sie um meinetwillen litt. Da verließ ich sie, und sie hat mich hoffentlich vergessen. Ich suche jetzt Vergessenheit meines Elends im Trunk."

„Ein erbärmlicher und unsinniger Ausweg. Aber Sie irren sich wahrscheinlich. Ein Frauenherz, das wirklich liebt, vergißt nicht so leicht. Hätten Sie nicht alle Veranlassung, sich wenigstens in den Augen dieses Mädchens zu rehabilitieren?"

„Wie gern, wie gern thäte ich es! Ich liebe das Mädchen heute noch, vielleicht heute viel mehr als früher, weil Agnes jetzt für mich unerreichbar ist; aber was soll ich denn anfangen? Giebt es irgend eine Beschäftigung, die ich treiben könnte? Bin ich nicht das Opfer einer verkehrten Erziehung, die den Lernenden sorgfältig davor bewahrt, sich irgend welche praktischen Kenntnisse zu erwerben?"

„Sie vergessen, daß Sie ein Talent haben, das unter Umständen sehr viel wert ist: Ihren schlagfertigen Witz."

„Das ist Galgenhumor."

„Ein Beweis, daß Sie unter besseren Verhältnissen erst recht Humor entwickeln würden. Humor wird sehr gut bezahlt. Besonders weiß man ihn in Amerika zu schätzen."

„Wir sind eben nicht in Amerika."

„Ich werde Ihnen die Mittel beschaffen, um hinüberzugehen."

„Sie scheinen eine Art Nabob zu sein."

„Durchaus nicht, aber ich habe Bekannte, die in der Lage sind, für einen Menschen etwas zu thun, der es wohl verdient, vor dem Untergange bewahrt zu werden. Ich habe hier eine notdürftig möblierte Kammer; ich biete sie Ihnen als Aufenthaltsort an, bis Sie abreisen können. Nur mache ich zur strengen Bedingung, daß Sie das Trinken aufgeben. Sind Ihre Papiere in Ordnung? Sie brauchen sie, wenn Sie auf das Schiff gehen."

„Meine Papiere sind vollständig in Ordnung, ein Kneipwirt hat sie in Verwahrung; ich konnte sie auf meinen Fahrten nicht mit mir herumschleppen."

Hirzel wollte mir danken und schien tief ergriffen; ich wehrte ihn ab und schickte ihn nach seiner Kammer.

— — — — — — — — — — —

Das Festmahl war vorüber. Wir waren nur Herren an der Tafel des reichen Geldmannes und zogen uns jetzt in das Rauchzimmer zurück, wo eine lebhafte Unterhaltung begann.

Es wurde von der heutigen Parade gesprochen und davon, wie wohl und frisch der Kaiser ausgesehen habe. Nun hatte ich Gelegenheit, zu erzählen, welch komischen Pennbruder ich gesehen hatte. Ich erzählte die Sache etwas drastisch, fügte noch einige Kleinigkeiten hinzu und erzielte einen großen Heiterkeitserfolg.

Geheimer Kommerzienrat G. fing von selbst an: „Meine Herren, für den Mann muß etwas geschehen! Es wäre jammerschade, wenn er zu Grunde gehen sollte. Ich erbiete mich, für ihn die Ueberfahrt im Zwischendeck zu bezahlen."

„Bravo!" riefen einige andere Herren, die nicht hinter dem Geheimen Kommerzienrat zurückbleiben wollten.

Ich eilte nach dem benachbarten Arbeitszimmer des Hausherrn, holte von seinem Schreibtisch ein Blatt Papier und einen Bleistift und ließ die Sammelliste herumgehen. In wenigen Minuten hatte ich nicht nur die freie Ueberfahrt für Hirzel, sondern auch noch dreihundert Mark zusammen. —

Achtundvierzig Stunden später verabschiedete sich Hirzel von mir, um nach New York zu fahren. Er hatte seine Fahrkarte und einige Mark bar, dann aber einen kleinen Kreditbrief auf ein New Yorker Bankhaus in der Tasche. Er war tief gerührt, als er sich verabschiedete. In der Thür sagte er noch: „Ich war bei Agnes. Sie hat mir alles verziehen. Vielleicht werde ich doch noch ein anständiger Mensch. Adieu! Einsteigen nach Amerika!"

— — — — — — — — — —

Im Jahre 1888 war ich in der Hauptstadt von Transvaal, in Pretoria. Das bisher so arme Transvaal, dessen Präsident in Europa nicht einmal eine kleine Anleihe zum Bau einer Eisenbahn auftreiben konnte, war mit einemmal ein interessantes, ja ein reiches Land geworden, denn in der Nähe von Pretoria hatte man Goldfelder entdeckt.

Die Zeitungen brachten Kunde von den sich beständig mehrenden Goldfunden, und nicht nur die Abenteurer aus aller Welt machten sich auf den Weg nach Transvaal, sondern auch das europäische Kapital rüstete sich, um durch die Ausbeutung der Goldminen Geld zu verdienen. Kapitalisten aber handeln nicht leichtsinnig, besonders nicht, wenn sie Engländer sind, und so hatte mich ein Konsortium nach Transvaal gesendet, um dort Studien zu machen und Bericht darüber zu erstatten, ob es sich lohne, Kapital in den Goldminen anzulegen.

Ich war den ganzen Tag mit einigen sachverständigen Begleitern in den Minen herumgestreift und kam abends recht ermüdet in eines der sogenannten Lagerhotels, in welchem ich wenigstens ein notdürftiges Unterkommen für die Nacht finden konnte. Ich verzehrte mein Abendbrot in der einzigen Gaststube, die es gab, und wo sich jetzt Hunderte von Goldgräbern aus aller Herren Länder tummelten. Plötzlich that sich die Thür auf, und eine sonderbare Gestalt betrat das Lokal. Es war ein amerikanischer Wanderprediger, ich erkannte ihn sofort an seiner Kleidung und seinem salbungsvollen Aeußeren. Diese Leute sehen sich alle sehr ähnlich. Er bestieg ohne weiteres einen Tisch und ließ eine Rede gegen die Trunksucht vom Stapel. Er warnte vor dem Trinken, weil dasselbe vom Teufel stamme, nannte den Wirt einen Genossen des Teufels, der seinen Lohn finden werde, und erzählte dann eine Menge Beispiele von den traurigen Folgen der Trunksucht.

Der Mäßigkeitsapostel, ein echter Yankee, hatte sich ganz in Eifer geredet. Endlich war er fertig, sprang vom Tisch und eilte zur Thür hinaus, um in einer anderen Kneipe seinen Vortrag zu wiederholen. Wurde er doch jedenfalls von irgend einer amerikanischen Missionsgesellschaft bezahlt, um diese Reden allabendlich in sämtlichen Trinklokalen des Goldgräberlagers zu halten.

Der Wanderredner war kaum zehn Minuten fort, als ein anderer Mann erschien, welcher ebenfalls den Tisch bestieg, aber nicht sofort zu reden anfangen konnte, weil er mit jubelndem Zuruf begrüßt wurde. Endlich verschaffte er sich Ruhe und begann eine Rede, in welcher er ebenfalls die Genossen zur Mäßigkeit aufforderte, aber darauf hinwies, daß jeder Mensch, insbesondere derjenige, der seine Pflicht thue, auch ein Anrecht auf die Freuden dieses Lebens habe. Auch das Trinken sei nicht gänzlich verwerflich, wenn man es nur nicht übertreibe. Besonders aber empfehle es sich, bei einem Biedermann, wie dem Wirte dieses Lokales, zu kneipen. Dann folgte eine urdrollige Aufzählung aller Vorzüge des Wirtes und seines Lokales, sowie komische Anekdoten von Leuten, welche durch einen guten Schluck ihr Glück gemacht hätten.

Die witzige Rede war von durchschlagender Wirkung und wurde von allen Seiten bejubelt. Der Wirt machte bei dieser Rede entschieden ein glänzendes Geschäft, denn sie animierte außerordentlich zum Trinken.

Dieser Redner war — Hirzel, der verbummelte Berliner Referendar. Ich traute zuerst meinen Augen kaum, aber er war es. Er stieg vom Tisch, leerte ein Glas, das ihm der Wirt als Anerkennung spendete, und ging dann hinaus, wahrscheinlich um dem Missionsprediger auf seinen Spuren durch die Lagerkneipen zu folgen.

Ich eilte ihm nach und erwischte ihn noch im Hausflur. Er sah mich nur einen Augenblick prüfend an, dann erkannte er mich. Seine Freude war groß und aufrichtig. Ich begleitete ihn durch die verschiedenen Kneipen des Goldgräberlagers, und in den Zwischenpausen, wenn er nicht redete, erzählte er mir, was ich wissen wollte.

„Ich habe mir in Amerika redliche Mühe gegeben," sagte er, „und es ist mir auch geglückt, mich durchzubringen. Das hat mein Selbstvertrauen, meine Selbstachtung bestärkt, das hat mich wieder moralisch heraufgebracht. Sie haben recht gehabt, mein Humor hat mir gute Dienste geleistet; ich war als Ausrufer in verschiedenen Schaubuden, aber auch als Hausierer thätig. Nun wissen Sie ja wohl selbst, wie es in Amerika ist. Zu Wohlstand kann dort nur der geschickt operierende Kapitalist, der Erfinder, Spekulant oder Betrüger kommen. Der Farmer kommt nur noch auf einen grünen Zweig, wenn er wirklich etwas von der Landwirtschaft versteht, wie ein Pferd arbeitet und eine zahlreiche Familie und dadurch billige Arbeitskräfte hat. Also das war nichts für mich. Einiges Geld, das ich erübrigen konnte, habe ich dazu verwendet, um meine Schuld bei Agnes abzutragen."

„Brav von Ihnen!" konnte ich mich nicht enthalten, einzuwerfen.

„Das gute Mädchen," erzählte Hirzel weiter, „ist mir immer noch treu und wartet darauf, daß ich einmal in die Lage komme, sie zu heiraten. Als nun die Nachricht aus Transvaal nach New York kam, daß hier Gold gefunden würde, glaubte ich, das wäre eine Gelegenheit, um zu Gelde zu kommen. Ich nahm meine Ersparnisse und reiste hierher. Ich habe redlich gearbeitet und bearbeite meine Grube heute noch, aber man muß Glück haben, und das Erwerben von Schätzen ist durchaus vom Zufall abhängig. Das Leben ist hier zu teuer. Wie mir geht es den meisten Goldgräbern: was sie verdienen, verbrauchen sie auch. Da kam nun vor einiger Zeit dieser Wanderredner. Eines Abends trat ich im Scherz gegen ihn auf und erzielte einen großen Erfolg. Die Gastwirte hier sind schlau und wissen jeden Vorteil auszunützen. Sie engagierten mich also heimlich als Gegenredner gegen den Amerikaner, gaben mir freie Station und noch bares Geld dazu, und so kann ich, was ich durch Goldgraben verdiene, sparen."

„Wenn der Amerikaner nun aber das Reden aufgiebt, weil er doch wahrscheinlich nicht gegen Sie aufkommt?"

„Das thut er nicht. Unter uns gesagt, wir spielen unter einer Decke. Die Gastwirte zahlen ihm selbst heimlich Geld, damit er hier bleibt und mir Gelegenheit zu meinen Witzen giebt. Er ist ein echter Yankee, der jedes Geschäft mitnimmt, und ich bin ein echter Berliner Junge, der sich überall mit Witz und Laune durchzuschlagen weiß."

„Ja, wahrhaftig," lachte ich.

— — — — — — — — — — —

Abermals verflossen Jahre, und ich befand mich auf einer Reise nach Kleinasien. Das Land ist reich an mineralischen Schätzen. Schon die alten Griechen trieben hier Silberbau, später die Römer, die Byzantiner, die Venetianer, die Türken.

Die Silbergruben Kleinasiens sind noch lange nicht genügend ausgebeutet, selbst die

Bergwerke, die in früherer Zeit als abgebaut verlassen wurden, geben für den modernen Bergbau noch eine wertvolle Ausbeute. Eine deutsche Gesellschaft hatte sich einen Ferman des Sultans erwirkt, der ihr gestattete, die alten Silbergruben in Kleinasien wieder zu eröffnen, und ich wurde an die Spitze einer Expedition gestellt, die im Auftrage des deutschen Bankkonsortiums, das die Sache finanzieren sollte, hinausging, um die Verhältnisse zu prüfen.

Wir bestanden manches kleine Abenteuer, lernten viel Interessantes kennen, machten Studien an Land und Leuten. Endlich kamen wir nach Smyrna, wo sich die Expedition auflöste.

Ich selbst beschloß in Smyrna noch einige Zeit auszuruhen und nahm natürlich im Frankenviertel Wohnung, denn im Türken- und Judenviertel ist's fürchterlich.

Ich hatte verschiedene Empfehlungsbriefe an Deutsche in Smyrna und fand bald Bekanntschaft. Am zweiten Tage sagte einer der neuen Bekannten aus Smyrna zu mir: „Heute gehen wir zu Hirzel. Heute hat er seinen Redetag.“

Ich horchte natürlich auf und erfuhr, daß seit Jahresfrist im Frankenviertel sich ein deutscher Bierwirt niedergelassen habe, der aber nicht nur die Deutschen, sondern auch alle anderen Europäer zu seinen Gästen zähle. Er habe nicht nur gutes deutsches Bier und gute Küche, sondern sei auch durch und durch ein Original. Er halte jeden Abend einen humoristischen Vortrag, in welchem er lokale und politische Verhältnisse ironisch und humoristisch verwerte, Anekdoten aus seinem vielbewegten Leben erzähle und seine Gäste vortrefflich amüsiere. An zwei Tagen in der Woche halte er deutsche, an zwei Tagen englische und an zwei Tagen französische Vorträge. Die seien jedesmal von den betreffenden Nationalitäten stark besucht, Sonntags aber sei das Lokal von Hirzel „knüppelvoll“. Der Mann mache ein glänzendes Geschäft und werde in einigen Jahren reich sein.

Humoristisches.

Das Lockmittel.

Fremder: Aber härn Se, Herr Kommissär, Ihre Strafen sind Se aber sehre billig; bei uns kostet das Beträt'n der Anlage merschtendeels en Daler.

Wächter: Dös hab' mer a so g'habt, aber nachher ist koin Mensch mehr 'reingange.

Ebendeshalb.

Gläubiger: Gott, wie können Sie bei der großen Schuldenlast auf der faulen Haut liegen?

Schuldner: Na, eben die Last, die drückt mich nieder.

Ich täuschte mich nicht: es war mein alter Freund Hirzel, der jetzt in Kleinasien Reden hielt, wie er sie in Europa, Amerika und Afrika schon gehalten hatte. Immer noch derselbe schnoddrige Berliner wie damals auf der Kaiserparade. Seine Freude über unser Wiedersehen war groß. Er schleppte mich sofort zu seiner Frau Agnes, mit der er seit Jahresfrist verheiratet war.

Wie ich erfuhr, hatte er noch drei Jahre in Transvaal ausgehalten und sich ein kleines Kapital erübrigt, das ihm gestattete, nach Europa zurückzukehren und seine Agnes zu heiraten. Mit Rücksicht auf seine Vergangenheit wollte er aber nicht in der Heimat bleiben. Er ging zuerst nach Konstantinopel und gelangte schließlich nach Smyrna, wo er sich festgesetzt hatte.

Und wenn er nicht gestorben ist, redet er heute noch. Man ersieht daraus, daß Corpsburschen und verkrachte Studenten nicht so unnütz sind, als man gewöhnlich meint. Es kommt nur darauf an, daß sie ihren wahren Beruf entdecken, wie mein Freund Hirzel, dieser Typus eines echten „Berliner Jungen“.

Bilder-Rätsel.



Auflösung folgt in Nr. 19.

Auflösung des Bilder-Rätsels in Nr. 17:
Hoffen von Tag zu Tag, das ist des Herzens Wellenschlag.

Logogriph.

Bist bei der Arbeit immer du's,
Dann schreitet sie gewiß voran.
Verliert es aber seinen Fuß,
Dann tragen es so Frau als Mann;
Büßt's noch die erste Silbe ein,
Im Zimmer wird's zu sehen sein.

Auflösung folgt in Nr. 19.

Homonym.

Suche mich am Baumgezweig,
Oder in der Bücher Reih':
Dort mag ich dir Schatten spenden,
Hier den Blick zum Licht dir wenden.

Auflösung folgt in Nr. 19.

Auflösungen von Nr. 17:

des Streich-Rätsels: Ein**wo**hner, Sch**ar**nhorst, **Beit**rag, Ju**das**, C**hau**ssee, Ro**be**rt, **Wacht**el, Be**kann**tschaft, Ph**ar**isäer, Perl**mut**ter, Ver**nicht**ung, C**hin**a, Rubinst**ein** = Wo Arbeit das Haus bewacht, kann Armut nicht hinein;

der dreisilbigen Charade: Schwanthaler.

Redigiert unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.